

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránka: I

DICHTUNG UND WELT

Nr. 36

Beilage zur „Prager Presse“

1930

Ich knete — knete

Von RICHARD WEINER

Ich knete — knete —
ich lautes Gezucht,
aus Kellerdunkel knete
vielgeiles Gesicht.

Ich spinne — spinne
glitschiges Netz,
Netz zuchtloser Lüste spinne
darein ich dich setz'.

Ich wache — wach' rege,
auf Herrschaft bedacht,
auf geschlossene Lider lege
Pechseim der Gierden sachtsacht.

O, wie wollt' ich zum Schläfer mich
setzen,
bis aufklirrt der Tag,
bis du aufstöhnst, von meinen Netzen
umgarnt den Herzensschlag.

Freude — Freude —
du, der da klagt —
nie mehr der Stern dir, nie mehr
entgegengagt.

Freude — Freude —
nie, nie mehr geschicht,
daß törichter Sohn der Sonne
den Vater sieht.

Unschuldiger Dämon,
der Giftsud braut —
in dir, dir ich sammle
dem Sud Kraut um Kraut.

Aus dem Tschechischen von Paul Eisner

Verlassenheit

Von JOSEF MÜHLBERGER

Jetzt bin ich so arm wie ein Vagabund.

Früher hatte ich Deine Liebe;
die war wie ein warmer, aufsteiger Rasenplatz,
darauf ich die Wangen legte.

Jetzt hab ich nur meine zwei Hände,
wenn ich ausruhen will,
und die sind hart und kalt.
Nur manchmal steigt es warm aus ihnen,
so wie im Herbst zu Mittag der Atem des
vergangenen Sommers;
steigt Wärme aus meinen Händen und Duft,
weil sie einmal auf Deinem Leibe geruht.

Grabschrift in Form einer Ballade,
die Villon für sich und seine Kumpane
gemacht, als er erwartete, mit ihnen
gehängt zu werden

Ihr Menschenbrüder, die ihr nach uns lebt,
laßt euer Herz nicht gegen uns verhärtet,
denn alles Mitgefühl, das ihr uns gebt,
wird Gott dereinst euch um so höher werten.
Ihr scht uns hier gehängt, fünf, sechs Ge-
fährten:

und wenn das Fleisch, das wir zu gut genährt,
verfaulst uns wird, von Elstern ganz verzehrt,
und wir Skelette, Asche, Staub und Bein —
dann hattet uns mehr als des Spottes wert
und bittet Gott, er möge uns verzeihn!

Das eine, Brüder, bitten wir: habt dann
vor uns nicht Abscheu, weil uns das Gericht
den Garaus machte. Weiß doch jedermann:
gesetzten Sinnes sind wir alle nicht.
Und sind wir tot, seid nicht auf uns erbozt,
legt Fürsprach bei dem Sohn Mariens ein,
daß unsre Seele flieh der Höllepein,
und nicht versiege seiner Gnade Trost,
und bittet Gott, er möge uns verzeihn!

Der Regen wäscht uns ab und spült uns rein,
Die Sonne trocknet uns und dörft uns braun,
die Raben hacken uns die Augen ein
und Elstern rupfen Bart und Augenbraun.
Und niemals sind wir festgehängt und wiegen
bald hin, bald her, so wie im Uebermut
der Wind mit uns sein Spiel treibt zum Ver-
gnügen,
serpicht von Vögeln wie Fingerhut.
Drum, Brüder, laßt euch dies zur Lehre sein
und bittet Gott, er möge uns verzeihn!

Geleit
O Jesus, der du Herr bist von uns allen,
verhüte, daß der Hölle wir verfallen.
Ihm stehn wir Rechenschaft, nur ihm allein.
Hier, Menschen, lasset allen Leichtsin fallen
und bittet Gott, er möge uns verzeihn!

Übersetzung von K. L. Ammer aus dem
Bande „François Villon Balladen“, Gustav
Kiepenheuer, Verlag, Berlin

Die Tante des Architekten Podhradsky

Von Jarmila Hašková

Tonka meinte es mit ihrer Freundin Lida ge-
wöhnlich recht gut, als sie ihr sagte: „Mädi, du
wirst alt.“

„Ja, wir werden alt,“ antwortete Lida.
„Nur mit dem Unterschied, daß man es nicht
jedem gleich anmerkt,“ wandte Tonka ein.

Ein beinahe feindseliges Schweigen brach an.
Sie blieben bei dem Schaufenster eines Schu-
sterladens stehen.

„Lauter Fünfunddreißiger,“ sagte Lida. „Diese
Nummer ist in jeder Form schön. Diese Fassung
sieht in Nummer achtunddreißig ganz anders
aus.“

„Du hast achtunddreißig?“
„Ich? Nein — ich habe siebenunddreißigdreie-
viertel. Wieviel hast du?“

„Ich? Hm — der Fuß einer dreißigjährigen
Frau sieht halt doch ganz anders aus als der
eines achtzehnjährigen Mädchens.“

Sie betrachtete melancholisch ihre Füße, als
wollte sie sagen, daß dies die Füße einer drei-
ßigjährigen Frau seien.

„Und wie erst die einer vierzigjährigen, gelt?“
sagte Lida giftig.

„Ja, das muß ein peinliches Gefühl sein, vier-
zig Jahre am Buckel zu haben, nicht?“ antwor-
tete Tonka tapfer.

„Aber es gibt Frauen, die immer begehren-
wert sind. Ninon de Lenclos blieb immer jugend-
lich. Der eigene Sohn hat sich in sie verliebt.“

„Pfui, daß du dich nicht schämst, an solche
Dinge zu denken.“

„Was für Dinge? Ich will nur beweisen, daß
die Jahre keinen Einfluß auf das Alter einer
Frau haben. Du kannst hundertmal sagen, daß
du sechzig bist, kein Mensch wird's dir glauben.“

„Bist du so wahrheitsliebend, hast du's ver-
sucht?“

„Ja, ich hab's versucht. Hab' Herrn Čermak
gestanden, daß ich einunddreißig bin, und er
hat's nicht geglaubt.“

„Glauben wird er dir's! Der kennt sich in Wei-
bern aus. Er behauptet, jede Frau, die ihn ihr
Alter nennt, gesteht höchstens drei Viertel da-
von ein. Er dividiert daher die Zahl durch drei
und rechnet ein Drittel dazu. Sagt sie achtzehn,
ist sie vierundzwanzig, sagt sie einunddreißig,
ist sie einundvierzig und vier Monate. Er ist ein
reizender Mensch. Du kokettierst ein bißchen
mit ihm, gelt?“

„Er läßt mich merken, daß ich ihm nicht
gleichgültig bin. Aber ich bitte dich, ich glaubte,
er sei jünger als ich.“

„Du glaubst also, es ist nur die Ehrfurcht vor
deinen grauen Haaren? Darf ich aufrichtig
sein, Lida?“

„Ich halte es für deine Pflicht!“
„Also, ich bin der Ansicht, Lida, du solltest mit
beiden Händen zugreifen. Schau' in den Spiegel.
Auf der Straße siehst du ja noch ganz passabel
aus, aber zu Hause — in zwei, drei Jahren ist
alles vorbei. Ich sag' dir, greif' zu.“

„Wie alt, glaubst du, mag er sein?“
„Wie alt, glaubst du, mag er sein?“

„Das ist schwer. Er tut so, als ob er sieben-
undzwanzig wäre.“

„Meiner Schätzung nach ist er wenigstens
dreihunddreißig. Ich kann mich nicht dazu ent-
schließen.“

„Was hast du eigentlich für Bedenken? Du
gefällst ihm, er gefällt dir, du hast eine gute
Wohnung, er hat sichere Einnahmen und auch dem
Alter nach paßt ihr gut zusammen.“

„Das eben macht mich bedenklich, Toni. Ich
möchte nicht gern einen jüngeren Mann heira-
ten.“

„Es ist lächerlich, wenn einem alten Mann
Hörner wachsen, wieviel lächerlicher ist eine ge-
höhrte Frau!“

„Eine alte Frau?“

„Eine ältere Frau, Schatzerl.“

„Aber Lida, du bist doch einunddreißig, gelt?“

„Ja, dreißig oder einunddreißig. Ich weiß es
selbst nicht. Deshalb sag' ich einunddreißig, da-
mit man nicht meint, daß ich mich jünger
mache.“

„Also du bist einunddreißig und er ist dreihun-
dredreißig. Man kann daher nicht sagen, daß du
älter bist. Man sagt zwar, daß der Mann um
vier oder fünf Jahre älter sein soll — aber zwei
Jahre sind schließlich zwei Jahre.“

„Das ist alles recht schön, Toni. Aber es han-
delt sich darum, daß ich nicht genau weiß, ob
er wirklich dreihunddreißig ist. Er kann ganz
gut erst siebenundzwanzig sein. In diesem Falle
wäre er viel jünger als ich.“

„Das schadet nichts, Lida. Ich kenne eine Fa-
milie, wo die Frau ebenfalls um gute vier-
zehn Jahre älter ist als ihr Mann. Und es ist
eine sehr glückliche Ehe. Uebrigens streben wir
ja nach Gleichberechtigung. Warum soll eine alte
Frau nicht einen jungen Mann heiraten, wo
doch alte Männer ganz selbstverständlich junge
Mädchen heiraten? Stell' dir vor, du solltest
einen Mann heiraten, der noch um fünf Jahre
älter wäre als du. Möchtest du so einen alten
Esel haben?“

Lida durchschaute die Absicht Tonkas, ihr
Alter zu erforschen und antwortete ungemün-
dlich:

„Ein sechsunddreißigjähriger Mann ist noch
recht jung.“

„Tonka biß sich in die Lippen.
„Du wirst doch nicht bestreiten, daß sieben-
undzwanzigjährige Männer schon reif zum Hei-
raten sind.“

„Gewiß. Mein seliger Mann war gerade sie-
benundzwanzig Jahre alt, als wir heirateten.“

„Wenn ich mich recht entsinne, warst du und
der Herr Architekt gleich alt?“

„Ob nein. Ich war vier Jahre jünger.“

„Und bist seit acht Jahren Witwe. Das ist ge-
radezu stündhaft, Schatzerl. Du hast ja deine
Ehe so wenig genossen. Wie lange war der Herr
Architekt eigentlich krank?“

„Das war ein Prüfstein.“
„Beinahe fünf Jahre habe ich mich nicht von
seinem Bett gerührt, Toni.“

Herman Bang in Prag

Von Willy Haas

Ein neuer Essayband des Pragers Willy
Haas, Herausgebers der „Literarischen
Welt“ in Berlin, wird unter dem Titel „Ge-
stalten der Zeit“ im Verlag G. Kiepen-
heuer, Berlin, erscheinen. Der Autor, einer der
wenigen bedeutenden deutschen Literaturkriti-
ker unserer Zeit, befaßt sich in seinem neuen
Werk nicht nur mit den großen Erscheinun-
gen der Weltliteratur (Tolstoj, Maupassant,
Heimann, Kafka, Werfel u. a.), sondern auch
mit wichtigen Gegenwartsfragen und grund-
sätzlichen Dingen des Geisteslebens. Dem Ab-
schnitt „Aus der bürgerlichen Welt“ entneh-
men wir diese Ausführungen über den „milden
Bürger“ Herman Bang.

Wir veranstalteten als blutjunge Studenten
einen Vortrag für Herman Bang in Prag. Hier,
im Geburtsort Michaels, las Herman Bang da-
mals die Schlusskapitel des Romanes „Michael“,
jenes Kapitel, die vom Sterben des „Meisters“
handeln, vor einem kleinen Publikum öffentlich
vor.

Auf dem Vortragstisch mußte eine schöne
Kristallvase mit Rosen aufgestellt werden, die
sein Diener gebracht hatte; daneben eine alte
gerahmte Photographie, die eine Frau von fei-
nem Gesichtsschnitt und zwei Kindern darstell-
te. War es seine Mutter, die Stille, Sanfte, Ver-
schrockene, die Frau eines Wahnsinnigen —
denn wahnsinnig war Herman Bangs Vater ge-
wesen, mit Angst und Zittern erwartete Frau
und Kinder jahraus, jahrein den unaussprechlichen
letzten Ausbruch dieses Wahnsinns — sie, die
er über alles geliebt hat, die fast zu allen sei-

nen Frauengestalten diese oder jene Farbe ge-
liehen hat . . . war sie es? Ich hätte es über
alles gern gewußt — aber ich scheute mich zu
fragen. Es wäre auch schwer möglich gewesen:
vorher war er nervös, von einer gebetzten, zit-
ternden Nervosität, die er nur mit äußerster
Kraftanstrengung halbwegs beherrschten konnte;
nachher klappte er zusammen und bot minuten-
lang fast das Bild eines Toten: sein Gesicht war
bleigrau, schlaff und verquollen hingen die Wan-
gen herab, die Kiefer klappten, er lag in seinem
Sessel wie seiner Sinne beraubt. Und als er sich
nachher an einer herbeigeholten halben Flasche
Champagner etwas erholte, so fanatisch mit sich
selbst beschäftigt, mit seinem Erzählen, daß
ihn niemand hätte unterbrechen wollen.

Schließlich sagte er mit einem trüben Lächeln:
„Ja, ja . . . wir Bangs sind ein uraltes Ge-
schlecht . . . unsere Kinder haben mit künig-
lichen Prinzen gespielt . . . wir sind alle alt, so
alt, daß wir in den Adelskalendern als ausster-
ben bezeichnet werden . . .“

Herman Bang las nicht gut, wenigstens für
meine Begriffe nicht — weil er furchtbar routi-
niert las, mit der Routine des Theaterschauspi-
lers, und noch dazu eines von der alten Schule.
Eigentlich las er überhaupt nicht, er sprach aus-
wendig, anderthalb Stunden lang — mit gro-
ßen, runden, pathetischen Gesten, mit Aufsprin-
gen, Hin- und Herrennen auf dem Podium, mit
einer Mimik, die jede Stelle sechsmal unter-
strich. Dazu die fremdländische, wenn auch reine

Heimkehr

Von PAUL LEPPIN

Himmel und Hölle der Welt — wo seid ihr
geblieben? —
Heillosen Zorn des Bluts, heillosen Lieben,
Lustbarkeit, bräutigamsüß und über die
Maßen,
Nachtblinder Weg übers Feld, — tragische
Straßen.

Kurze Spanne der Zeit hat die Sturmglocke
geläutet,
Hat das Leben den Glanz ewiger Dinge
bedeutet —
Dann bin ich verstört, von brennenden Trä-
nen beklommen,
Unfrohd im Frühlicht wieder nach Hause ge-
kommen.

Einmal war Dunkelheit groß hinter Wäldern
versammelt,
Trauer hat bitter geglüht, Andacht gestam-
melt,
Tollkraut beim Gartenfenster machte den
Schläfer erzittern,
Sterne, aus Goldblech gezackt, wollten den
Abend verglühern.

Irgendwo kauert ein Bettler beim Kirchen-
gebäude:
Almosen ist der Schmerz, Almosen die
Freude,
Almosen die Sekunde im Stundenglas drin-
nen. —
Und der Winter ist nahe. Du mußt dich
besinnen.

„Dafür waren die ersten Jahre eurer Ehe sehr
schön.“

„Ja, ungefähr fünf Jahre lang lebten wir wie
im Paradies. Wo sind die Zeiten. Ich will lieber
nicht daran denken, und doch sind es herrliche
Erinnerungen.“

Tonka seufzte ebenfalls und zählte im Geiste:
„Dreihundzwanzig bei der Hochzeit, fünf glück-
liche, fünf unglückliche Jahre, acht Jahre
Witwe. Sie ist einundvierzig, das heißt, wenn
sie nicht bei der Hochzeit um ein paar Jahre
älter war.“ . . .

„Sie haben die Wette gewonnen, Herr Archi-
tekt,“ sagte Tonka zum Architekten Podhrad-
sky. „Ich habe ausgeforscht, daß Frau Hloušek
wenigstens einundvierzig ist, wenn nicht mehr.“
„Vielen Dank, gnädige Frau,“ antwortete der
Architekt. „Meiner Tante halber hat mich dies
sehr interessiert. Meine Tante kennt Frau Hlou-
šek nämlich seit ihrer Kindheit. Sie war ange-
lich ein zehnjähriger Fratz, als meine Tante
bereits die Tanzstunde besuchte. Und ich wollte
wissen, wie alt die Tante ist. Für fünfzig hätte
ich sie allerdings nie gehalten. Aber, gnädige
Frau, Sie sind doch mit meiner Tante in die
Schule gegangen! Ich erinnere mich gerade . . .“

Berechtigte Übersetzung aus dem Tschechi-
schen von Grete Reiner

Aussprache — es waren Fetzen und Lappen
ohne inneren Zusammenhang.

Und doch konnte ich, anderthalb Stunden,
auch nicht eine Sekunde lang mein Auge von die-
sem Antlitz wenden. Er war von einer merk-
würdigen, exotischen dunklen Farbe: Nußbraun
bis Olivengrün. Fast hätte man ihn, den nord-
ischen Menschen, für irgendeinen Globetrotter
vom Balkan halten können, für einen rumäni-
schen Schlachziden oder für einen sibirischen
Fürsten. Eine abgelebte schlaffe Slavenmaske,
der man vielleicht mit etwas Rouge nachgeholfen
hatte. Dazu stimmte auch die präzise Elege-
anz der Kleidung, der hochmoderne Frack, die
grauen Perlen an der Hemdbrust, die märchen-
haft champagnerfarbene Brokatweste, die man
damals zum Frack zu tragen pflegte, das dünne
goldene Armband am Handgelenk. Ein paar Züge
in diesem Gesicht schienen mir brutal, und lä-
chelnd glaubte ich festzustellen, — war es
Beobachtung, war es Einbildung, geschöpft aus
der Lektüre seiner Bücher? — daß dieses Gesicht
tatsächlich in den beiden so weitfernen ausein-
anderliegenden Sphären zu Hause war, in de-
nen sich die Handlung seiner Erzählungen ab-
spielt: es war das Gesicht eines alten Fürsten,
gewiß, aber dieses Gesicht war — merkwürdig!
— auch denkbar in der Welt der zeitgenössi-
schen Zirkusdirektoren, der internationalen Ho-
telmanager, der Impresarios, der Heldentore
und Variété-Artisten mit ihren breiten Stiernä-
ken und den gewichtigen, emporgewirbelten
Schnurbärten, die er mit einer Art dekadenter
Lust in breiten, satten Farben so oft geschildert
hat.

. . . Vielleicht, wie gesagt, war es nur die